

Hans Jürgen Baden
Glaube und Terror

Theodor Haeckers Tag- und Nachtbücher

Den geschichtlichen Beobachter gelüstet es gelegentlich, die Jahrhunderte wie Personen zu charakterisieren. Auf diese Weise gewinnt jedes Jahrhundert sein eigenes Profil – dem Individuum vergleichbar, das mit anderen Individuen nicht verwechselt werden kann. Solche Benamung mag willkürlich, unmotiviert erscheinen; trotzdem besteht die Hoffnung, daß bei einer derartigen Charakteristik einiges vom Geist der Epoche erhalten bleibt. Unter solchen Umständen würde das gegenwärtige Säkulum die Bezeichnung „Jahrhundert des Terrors“ verdienen und rechtfertigen. In diesem Zusammenhang besteht keine Möglichkeit, den Ursachen des Terrorismus nachzugehen, die Gewalt mitsamt ihren Entartungen und propagandistischen Verherrlichungen zu diagnostizieren. Es muß nur vermerkt werden, daß sich der Terror im letzten Drittel des Jahrhunderts gleichsam parzelliert: er wird nicht mehr von Staaten oder sogenannten Bewegungen unter politisch-ideologischen Vorwänden mit viel Erfindungsgabe betrieben, sondern er wird zur Domäne kleinerer Banden, welche die Öffentlichkeit in Atem halten. Die Unverfrorenheit bleibt erstaunlich, mit der sich kriminelle Unternehmen heutzutage politisch tarnen; es gibt kein Verbrechen, für das sich nicht ein entsprechendes Alibi finden ließe. Für alle, die nicht bereit waren, sich dem Tanz ums Goldene Kalb der Politik bedenkenlos anzuschließen, den politischen Menschen als die höchste Stufe des Homo sapiens zu feiern, kam diese Entwicklung nicht überraschend.

Die Degeneration im Politischen schreitet fort. Die Grenzen zwischen Politik und Verbrechen verwischen sich, wenn man auf gültige moralische Maßstäbe verzichtet, das Gewissen dispensiert, den religiösen Hintergrund leugnet. Von jetzt an sieht der Mensch sein Heil nur noch in der Politik und in der Veränderung der historischen Oberfläche. Die Kartographen zeichnen unaufhörlich die Grenzen um, die ideologischen Farben werden vertauscht oder übermalt.

Vor diesem unruhigen Horizont gewinnt der einzelne wieder Profil und Rang. Er sieht sich zwangsläufig zum Widerstand aufgerufen, ohne die Risiken zu kennen, denen er sich aussetzt. Wie Don Quichotte sprengt er gegen die terroristischen Windmühlen an, eine großartig-ergreifende, gelegentlich auch komische Figur. Er scheint zum Scheitern verurteilt, aber dies ist – um an Peter Wust zu erinnern – ein Scheitern angesichts des Ewigen: ein Scheitern in Gott hinein.

Im Zeitalter des Terrorismus sind es einzelne, welche die menschliche Substanz unter schwierigsten Umständen erhalten. In diesen einzelnen bewahrt sich das unzer-

störbare Bild des Menschen. Es läßt die Zeitgenossen immer wieder jenen großen Tugenden begegnen, auf welche die Einsichtigen und Wissenden unter ihnen niemals verzichten werden: Geduld, Großmut, Glaube, Hoffnung wider die Hoffnung.

Diese einzelnen, deren sich der Geist der Unterscheidung als Werkzeug bedient, bleiben häufig unbekannt, und ihre wesentlichen Wirkungen vollziehen sich im verborgenen. Es ließe sich eine politische, kulturelle, religiöse Geschichte des Zeitalters schreiben, in der solche einzelne die vorherrschenden Figuren sind, welche einander immer wieder die Fackel weiterreichen. Zu diesen Figuren zählt der Schriftsteller Theodor Haecker, 1879 geboren und wenige Wochen vor Schluß des Zweiten Weltkriegs fünfundsechzigjährig gestorben.

Dokument des Konflikts mit dem Terror

Haecker war kein politischer Mensch, aber gerade deswegen wurde er – paradoxerweise – tief in die politischen Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus, der das letzte Jahrzwölft seines Lebens verdüsterte, hineingerissen. Das Dokument dieses Konflikts sind seine Tag- und Nachtbücher, die er über den ganzen Zeitraum des Zweiten Weltkriegs geführt hat¹. Dieses Werk besitzt für die Innenansicht des Dritten Reichs bleibende Bedeutung. Freilich besteht sie nicht darin, daß Einzelheiten über die Tyrannis zusammengetragen werden und der Elendsfilm von neuem vor uns abläuft, mit konkreten Angaben über die Leiden des Autors. Nichts dergleichen geschieht; es herrscht, was geschichtliche Details und persönliche Umstände des Verfassers betrifft, eine erstaunliche Zurückhaltung. Nur durch Fußnoten erfahren wir, daß Haecker zweimal von der Geheimen Staatspolizei verhört und vorübergehend inhaftiert war.

Er notiert: „Die Wahl, in die Hände Gottes oder in die Hände der Menschen zu fallen, macht mir keine Qual. Ich will in die Hände Gottes fallen, seien sie noch so furchtbar. Jede schwere Krankheit habe ich so aufgefaßt, in den Leiden noch voller Dank. Nur einen halben Tag kostete ich, was es heißt, in die Hände der Menschen zu fallen – am 20. Mai 1933.“ Dieser Zugriff der Gestapo stand mit einem Aufsatz über das Hakenkreuz im Zusammenhang, den Haecker kurz zuvor in der Zeitschrift „Brenner“ veröffentlicht und in dem er das Hakenkreuz als Karikatur des Kreuzes bezeichnet hatte. Die Eintragung anläßlich einer neuerlichen Verhaftung beginnt mit den Sätzen: „Wenn ich heute stürbe (vor dem Tode als solchem habe ich seit dem 14. März keine Furcht mehr, im Gegenteil: sei begrüßt!), wenn ich heute stürbe, reichlich traurig und schwermütig, wie alle Reife dieser Welt, schwarzsehend, nämlich die darks ages, die wiederkommen – verzweifelt würde ich doch nicht sterben. Es scheint, daß nun nichts mehr den Glauben mir rauben kann. Möge es so bleiben! Mein Gott, möge es so bleiben! Wenn ich heute stürbe, völlig uneins mit dem Geiste meines Volkes, ich würde nicht verzweifelt sterben, und wäre das nicht doch auch ein Zeugnis?“

Daß Haecker das staatspolizeiliche Mißtrauen in hohem Maß erregen mußte, ergab sich nicht nur aus seinen Veröffentlichungen und deren Thematik, sondern besonders durch unmittelbare Kontakte mit Kreisen des Widerstands, wie er sich in den Geschwistern Scholl und deren Freunden in München verkörperte. Haecker hat Hans und Sophie Scholl 1942 kennengelernt, im Haus des Hochland-Herausgebers Carl Muth²; er beeinflusste diese jungen Menschen entscheidend. Die (zu allem entschlossene) Opposition gründete nicht im Politischen, sondern letztlich im Religiösen. Die „Weiße Rose“ erwuchs, blühte, duftete auf dem Boden des Haeckerschen Werks. Über die eigentliche politische Aktion, wie sie durch den Abwurf der Flugblätter am 22. Februar 1943 im Treppenhaus der Münchner Universität spektakulären Ausdruck fand, war Haecker offenbar nicht unterrichtet.

Er wurde in jenen Jahren dauernd durch die Feinde des Glaubens, des Geistes, der Freiheit observiert. Man ergriff gegen ihn die üblichen Maßnahmen, deren sich auch sonst totalitäre Regime bedienen, um die Wirkung mißliebiger Geister auf die Öffentlichkeit zu verhindern. Es gibt eine ganze Skala solcher Methoden, die je nach Lage der Dinge abgewandelt werden und sich oft bis ins Unerträgliche steigern. Daß es nicht bis zum äußersten kam, hatte – jedenfalls im Dritten Reich – der Verdächtige zwei Umständen zuzuschreiben: der Dummheit seiner Zensoren und der Rivalität der braunen Diadochen. Immer wieder gelang es einzelnen, Löcher im totalitären Maschennetz zu entdecken und ins Freie zu entkommen. Indessen blieb dieser Genuß der Freiheit fragwürdig, und sein Verlust mußte jeden Augenblick erwartet werden. Haecker fürchtete sich, wie viele andere, vor diesem dramatischen Augenblick, wo die Falle ins Schloß fiel und das Martyrium im eigentlichen Sinn begann. Daß dieser Augenblick unter bestimmten, hochbrisanten Umständen nicht eintrat, verdankt Haecker dem Umstand, daß im letzten Moment eine fast wunderbare „Sperre“ im Ablauf der Ereignisse eintrat und Rettung möglich wurde. Hier von Zufall zu reden, erscheint schwierig; das Wirken der Providenz ist mit Händen zu greifen.

Haeckers langjähriger, kürzlich verstorbener Kösel-Verleger Heinrich Wild berichtet von einem dieser miraculösen Ereignisse: es handelt sich um das Manuskript der Tag- und Nachtbücher, an dem Haecker Nacht für Nacht schrieb und dessen Entdeckung (mit seinem, für die damaligen Zeitläufte, hochverräterischen Inhalt) das sichere Todesurteil nach sich gezogen hätte. „Tagsüber lag das Manuskript in einer Mappe bereit, damit es, wenn nötig, jederzeit aus dem Haus gebracht oder versteckt werden könne. Als nach der Münchner Studentenrevolte im Jahr 1943 Beamte der Gestapo zu einer Haussuchung in Haeckers Wohnung kamen, in der er gerade allein war, lag die Mappe auf dem Sofa. Während die Beamten Schränke und Schubladen durchwühlten und Haecker in jedem Augenblick mit dem Entsetzlichen rechnen mußte, daß der Inhalt der Mappe untersucht würde, kam plötzlich, ohne bestimmten Grund, von einer ihr selbst unerklärlichen Angst gejagt, Haeckers Tochter nach Hause, stürzte auf ein leise gesprochenes Stichwort ihres Vaters ins Zimmer, ergriff die Mappe und verließ unter dem von Schrecken und Furcht eingegebenen Einwand, eiligst in die

Klavierstunde zu müssen, die Wohnung. Die Beamten ließen sie passieren. Im nahe gelegenen Pfarrhaus vertauschte sie den Inhalt der Mappe mit Notenheften und ging, von der Sorge um den Vater getrieben, zu ihm zurück. Die Klavierlehrerin sei nicht dagewesen, sagte sie, als einer der Beamten bereits nach der Mappe, die sie noch in der Hand hielt, griff und fragte, was sie enthalte. Die Untersuchung erwies die Richtigkeit der Auskunft: „Noten“.

Über eine andere Haussuchung bei Carl Muth in Solln (bei ihm war der erste Teil der Tag- und Nachtbücher eine Zeitlang verwahrt) erfahren wir aus der Aufzeichnung von Inge Aicher-Scholl: „Die Gestapo kam auch zu dem alten, sehr furchtlosen Muth und stöberte bei ihm in der rigorosesten Weise. Muth erzählte mir nachher, es sei eine Art Wunder geschehen. Einer der Herren hätte die Schubladen geöffnet und das Manuskript in die Hände genommen. Muth habe Thomas Morus angerufen, er möge ihn mit Blindheit schlagen. Da warf der Bursche das Manuskript in die Schublade zurück.“

Als nach dem Studentenaufstand die Geschwister Scholl mit ihren Freunden hingerichtet wurden, nahm man deren Eltern und zwei weitere Töchter in sogenannte Sippenhaft – ein Verfahren, das auch heute noch geübt wird und beweist, wie wenig gewisse Methoden des Terrors veralten. Nach ihrer Entlassung aus der Haft suchte die Familie Scholl Unterschlupf auf einem Einödhof im südlichen Schwarzwald; dort besuchte sie Haecker, der am 9. Juni 1944 durch Bomben seine Münchner Wohnung verloren hatte. Nichts charakterisiert das metaphysische Vertrauen Haeckers überzeugender als die Tagebucheintragung am gleichen Tag, „vormittag gegen 10 Uhr“: „Im Keller. Sprengbombe. Zerstörung des Hauses und meiner Wohnung. Beispiellose Verwüstung. Manche gute Menschen, Helfer, Tröster durch ihr Sein und ihr Tun! Scholl! Manche crapule. Vornehme Seelen. Und kleine Seelen. Gott ist barmherzig! Gott ist großartig! Gott ist genau, aber großartig. Es geschieht mir kein Unrecht.“

In jener Schwarzwälder Eremitage schrieb Inge Scholl nach dem Diktat Haeckers den Text der Tag- und Nachtbücher ab. Nach den Schrecknissen der verschiedenen Haussuchungen wählte man ein bewährtes Verfahren, um die unersetzlichen Texte zu sichern: man vergrub den Schatz im Acker. Zwei schwere Stahlrohrkapseln, die man sich von Ulmer Freunden verschaffte, nahmen die Tag- und Nachtbücher auf; man versenkte sie tief genug im Boden, damit der Bauer sie nicht wieder aufpflügte. So schlief der Same des Wortes in der Tiefe und wartete auf seine Stunde: die Stunde der Freiheit und der Frucht.

Da der Plan der Emigration, ähnlich wie bei Reinhold Schneider, niemals zur Erwägung stand, mußte Haecker die damals üblichen radikalen Einschränkungen seiner Wirksamkeit über sich ergehen lassen. Seit 1935 bestand für ihn absolutes Redeverbot; nach 1938 durfte kein originales Werk von ihm mehr erscheinen: man berief sich (das damals übliche Verfahren) auf Papiermangel. Lediglich die Übersetzung der Tagebücher Kierkegaards konnte noch während des Kriegs gedruckt werden.

Neue Dimensionen der politischen Auseinandersetzung

Die Lektüre der Tag- und Nachtbücher enthüllt, in welchem Maß Theodor Haecker das Dritte Reich, seine Schergen, seine verbrecherische Stupidität gehaßt hat. Der Haß war kompromißlos: er gründete sich auf die unwiderlegliche Einsicht, daß dieses System falsch, gottwidrig war und sich auf eine Lüge gründete, so umfassend, daß sie sämtliche Lebensbereiche umschloß und einfärbte. Der Konflikt mit den braunen Baalim beschäftigte Haecker ununterbrochen, setzte sich selbst im Schlaf fort: Haecker berichtet, wie er sich einmal von Rosenberg verhört und anschließend durch dessen Helfer exekutiert träumte.

Haeckers politische Verurteilung des Nationalsozialismus bleibt deshalb so einprägsam, weil hier nicht mit den üblichen antifaschistischen Klischees operiert wurde; bei solcher Polemik handelt es sich weithin um die Formeln des verabscheuten Gegners, welche lediglich umgewendet, mit neuen Vorzeichen versehen, ideologisch überlackiert werden. Wer zwischen die Fronten von sogenannten Faschisten und Antifaschisten gerät, ist bald außerstande, die Gegner noch zu unterscheiden. Der gleiche Geschützdonner schlägt ihm von beiden Seiten entgegen, er begegnet demselben blindwütigen Vernichtungswillen, Waffen und Gesinnungen sehen sich zum Verwechseln ähnlich. Das alte psychologische Gesetz, daß Gegner, wenn ihr Haß einen gewissen Grad erreicht hat, sich auf fatale Weise annähern, wird bestätigt. Der Konflikt bleibt unergiebig, wenn sich die Feinde derselben Methode bedienen, die sie voneinander entlehnen und mit Verbissenheit üben.

Theodor Haecker eröffnet eine neue Dimension der Auseinandersetzung. Es ist der gläubige Mensch, der die bestehenden Fronten durch seine Haltung widerlegt, im Grund aufhebt und ein Bild des Menschen aufrichtet, das zeitlos Gültigkeit beanspruchen darf. Dieser Mensch trägt das trinitarische Siegel und weiß sich, unter allen Umständen, Gott als letzter Realität verpflichtet.

Hinzu kommt, daß dieser Mann, der den Zirkel trivialer Wiederholung sprengt und neue Maßstäbe der religiösen Auseinandersetzung liefert, ein Meister der Form ist. Er tötet, in diesem Fall den Nationalsozialismus, durch die Form, mit der er ihm seine Dummheit, Arroganz, seine blinde Besessenheit bestätigt und dem Gelächter ausliefert. Mit einigen unnachahmlichen Paraden erledigt er den Feind: ein Torero, der die blitzende Klinge des Satzes dem Stier in den Nacken stößt und ihn ohne Umstände zu Fall bringt. Houston Stewart Chamberlain, Verfasser der vielgelesenen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“, ist mit der Definition eines „Heros der Halbbildung“ eindrücklich charakterisiert. „Kolosse des Mittelmäßigen“ heißt es in einer Wendung von den nationalsozialistischen Führern; und es genügt, sich den Fries der Gauleiter-Köpfe vorzustellen, um eine entsprechende Illustration zu gewinnen. Ein andermal wird das Triptychon Hitler-Goebbels-Himmler gleichsam an die Wolken gelehnt, um die Gesichter der neuen Herren dem Weltkreis zu präsentieren: aber das Grauen weicht, erstickt schließlich im Gelächter. Die entsprechende Eintragung:

„Hitler, Goebbels, Himmler – stellt sie euch vor, meine Freunde! Ihr kennt sie ja, ihr habt sie alle gesehen von hinten, von vorne, von rechts und von links. Stellt euch vor, sie beherrschen Deutschland, sie beherrschen Europa in diesem Augenblick und ... ihr dürft – bei Todesstrafe! – nicht lachen. Hättet ihr euch das vorstellen können? Ich sage aber, ihr könnt es auch jetzt nicht, in diesem Augenblick, da es doch Wirklichkeit ist.“

Die präzise Art, mit der Haecker das Unrecht bei Namen nennt, ohne in Zornausbrüche zu verfallen, prägt sich ein; zum Beispiel wenn er den berühmigten Kommentator des Hitlerschen Rundfunks zitiert: „Heute vor einem Jahr sagte der offizielle Propagandist Fritsche im Rundfunk anlässlich eines Luftbombardements Londons: ‚Einst regnete es Feuer auf Sodom und Gomorrha, und es blieben nur siebenundsiebzig Gerechte übrig; es ist fraglich, ob heute in London siebenundsiebzig Gerechte sich finden.‘ Ich weiß schon viele Gründe, warum Deutschland den Krieg nicht gewinnen wird. Diese Fritsche-Rede ist auch einer.“

Ich sagte, daß wir in den Tag- und Nachtbüchern eine neue Ebene der politischen Auseinandersetzung betreten. Der Mensch vertritt nicht mehr eine Gerechtigkeit, deren Prinzipien beliebig vertauschbar sind, sondern er ist an die absolute Gerechtigkeit fixiert wie die Kompaßnadel an den magnetischen Pol. In dieser Gerechtigkeit aber verkörpert sich Gott mit seiner Forderung, seiner Majestät, die im Ewigen gründet und von der es keinen Dispens gibt.

Für einen Betrachter der welthistorischen Szene wie Haecker mußte das Dritte Reich zusammenbrechen, weil es sich zum Abfall, zur unmißverständlichen Apostasie entschlossen und auf absolute Maßstäbe Verzicht geleistet hatte. Die braune Apokalypse war kein politisches, also immanentes Ereignis, sondern sie hatte theologische Gründe. Es ist das Verdienst Haeckers, daß er diese Gründe in seinen Eintragungen unerbittlich aufdeckte. In dieser Beziehung leistet er mehr als ein Heer von Historikern, soweit sie nur Fakten zusammentragen und kommentieren. Das Erkenntnisvermögen des Menschen, der auf das Absolute verzichtet und die Wirklichkeit Gottes ausklammert, ist getrübt – oft so bestürzend reduziert, daß er fortwährend Recht und Unrecht verwechselt, Gut und Böse in haarsträubender Manier miteinander vertauscht. Eben dies geschieht im Dritten Reich unaufhörlich; daß durch den Verlust Gottes die moralischen Urteile in einer monströsen Weise verfälscht und verkehrt werden, müssen sich die Bürger dieses Staats unaufhörlich demonstrieren lassen. Zu ihrem Leidwesen?

Man wird sich hüten müssen, diese Frage so fröhlich und ungeniert zu bejahen, wie es die Deutschen taten, als der Krieg verloren war und sie einander übertrafen in dem Bemühen, die Hände in Unschuld zu waschen. Haecker hat wenig Sympathien für die Deutschen, von denen er immer wieder in der dritten Person spricht, als wolle er sich in aller Form distanzieren. Indessen trägt dieser Eindruck; jemand, der so in der geistigen Überlieferung seines Volks wurzelte und dessen Sprache beherrschte wie Haecker, überdies bereit war, mit diesem Volk zu leiden, und keinen Augenblick,

auch nicht in der leidenschaftlichsten Verbitterung, daran dachte, außer Landes zu gehen, der kann selbst in der Stunde des Abscheus, des nationalen Ekels seine Herkunft nicht verleugnen.

Haecker erscheint uns häufig als ein Deutscher ohne Deutschland, erschreckend isoliert von seinesgleichen; indessen teilt er dieses Schicksal mit vielen namhaften Landsleuten. Er hatte den Eindruck, daß sein Volk in fataler Weise anfällig war für Hitler (von Haecker abschätzig der „Zigeuner“ genannt) und dessen rassistische, selbstherrliche Ideen. Die braune Saat war auf dem Boden Nietzsches, Richard Wagners und anderer folgerichtig aufgegangen. Hier bestanden innere Zusammenhänge, die nicht zu leugnen waren. Das Photo, auf dem – im Nietzsche-Archiv aufgenommen – der Hitlersche Schädel sich mit der Büste des Philosophen überschneidet, erregte seinerzeit Aufsehen. Weniger bekannt ist der Besuch Klaus Manns, damals amerikanischer Kriegskorrespondent, unmittelbar nach dem Krieg bei Winifred Wagner, der Schwiebertochter des Komponisten. „Hoherhobenen Hauptes“, wie Klaus Mann schreibt, „üppig und blond saß sie mir gegenüber, eine Walküre von imposantem Format und imposanter Unverfrorenheit. ‚Er war reizend‘, sagt sie aggressiv. ‚Von Politik verstehe ich nicht viel, aber von Männern eine ganze Menge. Hitler war charmant. Ein echter Österreicher, wissen Sie! Gemütvoll und gemütlich! Und sein Humor war einfach wundervoll ...“

Bei dieser grotesken Einstellung der Schwiebertochter des deutschen Genius zur Person Hitlers war es natürlich unmöglich, daß sie irgendwelche politischen Zusammenhänge gewährte – Zusammenhänge, die Haecker mit Verbitterung konstatiert. „Welch ein Hexenmeister!“, notiert er, nachdem er „Siegfrieds Tod“ im Radio gehört hat: „Kein Wunder, daß er nun als der musikalische Prophet jener unvergleichlichen Barbarei gilt, die aus der Verwesung der Bourgeoisie aufgestiegen ist.“

Die besondere Abneigung Haeckers jedoch galt dem Preußentum, das er insgesamt für die politische Entwicklung verantwortlich machte. Es ist der „preußische Sauerteig“, welcher die deutsche Substanz verdorben hat. Die Tüchtigkeit des deutschen Soldaten, die korrekten glatten Offiziersgesichter, der Zapfenstreich: dies alles verfolgt Haecker wie ein Alptraum.

Freilich werden bei dieser Beurteilung des Preußentums auch die Haeckerschen Grenzen ersichtlich – hier und bei anderen Gelegenheiten. Er hat einmal geschrieben, in anderem Zusammenhang: „Jede große Begabung ist einseitig“, und er hat solche Einseitigkeit rigoros demonstriert. Er konnte (oder wollte) die Ambivalenz des Preußentums nicht zur Kenntnis nehmen. Dort, wo es sich seiner moralischen und religiösen Bindungen entäußerte, führte der unmittelbare Weg des Preußentums zum Totalitarismus der dreißiger und vierziger Jahre. Indessen kennen wir auch einen anderen preußischen Geist, den die aufständischen Offiziere des 20. Juli verkörperten. Sie wurden, wie viele andere, Opfer eines Konflikts zwischen Gewissen und Gehorsam; sie widerlegen jene preußischen Klischeevorstellungen, die vor allem nach dem Krieg verbreitet wurden.

Eine monomane Einseitigkeit beherrscht auch Haeckers Urteil über den Protestantismus. Ökumenische Gesinnung war ihm fremd. Er bezichtigte den Protestantismus der Mitschuld an der unglücklichen politischen Entwicklung, und seine Meinung über Luther ist in hohem Maß voreingenommen. Dabei hatte er gerade von Protestanten entscheidende religiöse Anregungen empfangen: von Hilty, Blumhardt und vor allem Kierkegaard.

Die Zusammenhänge von Haecker und Kierkegaard verlangen eine eigene Untersuchung. Haecker hat Kierkegaards Tagebücher übersetzt und einen der großartigsten Essays über ihn geschrieben: „Der Buckel Kierkegaards“. Immer wieder taucht der Name des dänischen Theologen in den Tag- und Nachtbüchern auf; die geistige und literarische Verwandtschaft war so eng, daß es keine Schwierigkeiten bereitet, dem einen Texte des anderen unterzulegen, die Autorschaft beliebig zu vertauschen.

Der Abfall, die deutsche Apostasie wurde für Haecker gekrönt durch die Proklamation des nationalen Herrgotts und einer entsprechenden Religion. Damit nahm er ein Thema wieder auf, das schon im Ersten Weltkrieg die Geister unheilvoll geschieden hatte, indem jedes der kriegführenden Länder in der Versuchung stand (gelegentlich dieser Versuchung in einer grotesken Weise erlag), seine eigene nationale Gottheit zu inthronisieren, diese mit den entsprechenden vaterländischen Emblemen zu schmücken und den eigenen Armeen voranschweben zu lassen.

Wir sprechen von einer neuen politischen Vielgötterei, die freilich mit dem Polytheismus alten Stils nicht verglichen werden kann. Es besteht – worauf Haecker hinweist – ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Rassentheorie und Polytheismus; aber die Rassegötter, die wir aus der Religionsgeschichte kennen, waren vergleichsweise unschuldig gegenüber dem Hakenkreuzgott und dessen Gefolge. Über diesen patriotischen Gebrauchsgott finden sich ätzende Passagen in den Tag- und Nachtbüchern. „Wie erschrak ich, als die ausgestorbenste Stimme des Reichs (Haecker meint den Propagandaminister Goebbels) seine Rede endete: ‚Gelobt sei...‘ Er machte sogar eine Pause – sollte er sich vergessen haben, in Kindererinnerungen gefallen sein? Aber er fuhr fort: ‚was hart macht‘. Ja, das ist wieder in der Reihe. Die Religion des deutschen Herrgotts ist die Religion des steinernen Herzens. Sie werden zer schlagen werden, sie werden zermalmt werden zu Staub und dann werden sie wieder ein fleischernes Herz haben wollen.“

Der deutsche Herrgott ist eine Marionette der Nation, ihm bleibt keine andere Wahl: er muß denen helfen, die sich schon selbst helfen werden. Wir erleben die Wiederauferstehung der Theologie eines Hermann Löns: „Hilf dir selbst, so hilft dir unser Herre Gott.“ Die unvergleichliche militärische Tüchtigkeit wird anschließend religiös beweihräuchert. Die Nation läßt ihren Gott wie einen Drachen steigen, um die Siegesfeiern durch seinen Anblick komplett zu machen.

Weihnachten 1940 hielt Generalfeldmarschall von Brauchitsch eine Rede, in welcher er den Herrgott in entsprechender Weise am Seil tanzen und zwangsläufig zum Wohl der Deutschen – ausschließlich der Deutschen – operieren ließ. Nachdem er konsta-

tierte, „Gott hat uns gesegnet“ (wobei jeder Erfolg strikt zum Segen umgefälscht und mit diesem identifiziert wird), Gott wird uns auch ferner nicht verlassen, *wenn* – ja *wenn*, was denn? wird er den seit Anbeginn des Betens einzig möglichen Nachsatz anhängen, die uralte Formel: wenn wir ihn nicht verlassen? Nein, das wußte ich mit tödlicher Sicherheit, daß er es nicht sagen werde, aber was dann? Er fuhr fort: „wenn wir uns nicht verlassen“. Also, das ist die Bedingung für Gott, an die er gebunden ist: wenn wir uns nicht verlassen, das heißt also nach ihrer Meinung: Hitler nicht verlassen, *muß* Gott uns helfen. Das ist der ‚stolze deutsche Glaube‘.“

Der Rundfunk liefert diese und andere Platitüden dem einsamen Hörer ununterbrochen ins Haus und läßt ihn immer wieder schauern vor den Stimmen. Haecker scheint – zumindest in den Jahren des Kriegs – viel Radio gehört zu haben; ständig reflektiert er in seinen Aufzeichnungen über die „Stimmen“. Die beschwörenden, emphatischen, ausgestorbenen Stimmen der Politiker, die glatten opportunistischen Stimmen der Ansager: dies läßt ihn niemals zur Ruhe kommen, sondern stürzt ihn immer wieder in ohnmächtigen Zorn. „Ist es nicht eine Fügung der Vorsehung“, fragt Haecker, „daß die Schallplatte erfunden ist für eine Zeit, in der die menschliche Stimme soviel bedeutet, und deshalb soviel verrät? An ihren Stimmen sollt ihr sie erkennen! Wie leicht ist einem künftigen Historiker das Urteil gemacht, wenn er nur die Platten zur Verfügung hat und laufen läßt!“

Es wäre Haecker ein leichtes gewesen, auf Rundfunk, Wachsplatten, Schallplatten zu verzichten, um dem Ärgernis, dem Skandalon dieser Stimmen zu entgehen. Aber sie besitzen eine dämonische Anziehungskraft für ihn: immer wieder muß Haecker sich der betreffenden Medien bedienen, sich ihren „Stimmen“ aussetzen, um in einen Abscheu zu geraten, der keiner Steigerung fähig ist.

Nacht des Glaubens

Der religiöse Aspekt der Tag- und Nachtbücher ist vom politischen schwer zu scheiden, Religiöses und Politisches wechseln ständig ineinander über. Die Erfolge Hitlers waren für Haecker eine Quelle unaufhörlicher Anfechtungen; diese führten bis in Tiefen, wo der Glaube und darüber hinaus die Realität Gottes von der Lauge des Zweifels zerfressen zu werden drohten.

Wie soll sich der Christ in einer solchen Situation verhalten? Gewiß, der Glaube bedarf keiner Erfolge, keiner Fakten, er wirft sich ins Leere und ist dessen gewiß, daß Gott ihn hält. Aber die Gewißheit wird schwächer, hingfälliger, sie verflüchtigt sich in dem Maß, als alle äußeren Umstände gegen sie Partei ergreifen. Der Glaube wird von diesen Umständen eingekreist, wie durch unübersteigbare Wände umstellt. Wann tritt der Augenblick ein, der unausdenkliche, da der Glaube dem ungeheuren Druck der Außenwelt nicht mehr standhält?

Solche Augenblicke, von deren Bestehen Schicksal und Zukunft abhängen, hat

Haecker immer wieder durchlitten; er hat sie in Sätzen bezeugt, die sich unvergeßlich einprägen – und den Leser rüsten für ähnliche Erfahrungen, die sich jederzeit unter veränderten politischen Himmeln wiederholen können.

Die ständigen Hitlerschen Siege; die Erfahrung, daß dem „Zigeuner“ die Länder Europas wie reife Früchte zufallen: dies ist die Stunde der Versuchung, die sich immer dringlicher wiederholt. Haecker gerät in die Nacht des Glaubens (er übernimmt diese Formel von Johannes vom Kreuz), in der sich die Ohnmacht des Glaubens mit all ihren Folgen enthüllt. Haecker sitzt gleich Hiob inmitten seines Elends und hadert mit Gott. Seine Versuchung, die seinen Kleinglauben rückhaltlos ausdrückt, lautet: „Vielleicht ist er (Hitler) Gottes auserwähltes Werkzeug, und *wir* sind die Ungehorsamen und die Empörer gegen Gottes Willen. Sieben Jahre Erfolg *sind* eben ein Zeichen Gottes!“ Geduld, Geduld und leset die Psalmen in dieser Stunde, in dieser langen Stunde, die mit so großartiger Freigebigkeit dem Bösen gewährt wird, in dieser bangen Stunde.“ Und gleich darauf: „Was es an *Machtmitteln* dieser Welt gibt, ist alles in der Hand des Bösen. Gott hat ihm in großartiger Weise freie Hand gegeben. Ja, bis an die Grenze, jenseits welcher auch der Gerechte verzweifelt.“

Was sind das für Anfechtungen, die an dieser Grenze auf den Gerechten warten, der sich vergeblich dagegen stemmt und vom Zweifel wie von Stromschnellen fortgerissen wird? Das überlieferte Axiom von Gott als dem Herrn der Geschichte droht hinfällig zu werden. Jetzt liegen die Geschichte und deren Sinngebung in den Händen von Menschen, genauer: in den Händen *eines* Mannes; Gott dagegen scheint zur Passivität verurteilt, er ist – was der Unglaube seit je behauptet hatte und was sich jetzt vor aller Augen bestätigt – eine Attrappe, eine Fiktion des hilflos-verängsteten Menschen.

Wenn Gott so offenkundig durch den Führer in der Führung der Geschichte abgelöst wurde, dann ist es ein groteskes Mißverständnis, den Menschen hinfort noch als göttliches Werkzeug zu betrachten. Er kann nicht länger als Instrument eines Gottes verstanden werden, dessen Ohnmacht evident ist, sondern er wird wie ein Stein von den Machthabern und Diktatoren auf dem historischen Schachbrett hin und her geschoben. „Daß ich in diesem Augenblick gegen Hitler vollkommen ohnmächtig bin“, schreibt Haecker, „– wahrlich, das weiß niemand besser als ich selber – ich weiß diese Ohnmacht in all ihrer negativen Größe voll zu kosten und zu schmecken – und doch nicht in der *ganzen* Fülle, sonst wäre ich so nahe dem allmächtigen Gott wie Märtyrer und Apostel. So bin ich zwiespältig. Ich weiß von meiner Ohnmacht und dann getrennt von der Allmacht Gottes, die ihrer nicht spotten läßt, die über jene Macht ‚lacht‘, die doch meine Seele und meinen Leib plagt – so weit es Gott *zu meinem Heil* zuläßt. O Herr, mein Gott, erbarme Dich meiner und meiner Gedanken, daß diese nicht ihre Wahrheit in Deinem Licht verlieren.“

Die Frage, ob einer den Glauben an Gott wegen Hitler verlieren kann, wird in aller Unmißverständlichkeit gestellt und verneint. Aber in dieser Verneinung schwingt Unsicherheit mit, die ständig wächst und von der man nicht weiß, wie lange sich der

Glaube – der Rest von Glauben – noch gegen sie behaupten kann. „Mein Glaube ist so dünn und schwach wie ein Haar, und was an ihm hängt, so stark und schwer, ach, schwerer und stärker als die Welt. – Wenn es aber hält! Bedenke, dieses Haar ist die Gnade. Und die Gnade ist die Kraft Gottes. Sie wird wohl die Welt halten können.“

Indessen drängt sich der Gedanke immer wieder auf, daß dieses Haar der Gnade reißt, das innere Licht schlagartig erlischt und sich der Mensch in der Nacht des Glaubens verliert. Dies ist die Nacht des Johannes vom Kreuz, von der schon die Rede war und der Haecker sublimen inneren Erfahrungen verdankt. In dieser Nacht kann man sich nur wachend und betend behaupten wie Christus im Garten Gethsemane. „Zur rechten Zeit wahrlich habe ich Johannes vom Kreuz gelesen. Er hat mich vieles sehen und erkennen lassen, vor allem eben die *Nacht des Glaubens*. Ich habe ja schon einmal gesagt in diesem Tagebuch: in solchen Zeiten wie heute kann ich nur leben in der Nacht des Glaubens, keine weltliche Wahrscheinlichkeit geschweige denn Gewißheit leuchtet mehr, daß der Gott wirkt, von dem die Schrift und die Kirche spricht... Für Kierkegaard war doch der Glaube im Leben ungefähr dasselbe wie für Johannes vom Kreuz: *Nacht*, vollkommene Nacht im Vergleich zu allem menschlichen Verstand.“

So wurzelt der Glaube im Mysterium, was nirgends so geahnt wird wie in den Zeitläuften des Terrorismus, des nihilistischen Triumphs. Aber wieviel innere Erfahrung gehört dazu, sich mit diesem Dunkel zu begnügen und trotzdem an Gott nicht irre zu werden. Die Summe solcher Erfahrung lautet: „Was immerzu in mir gewachsen ist, bis zur vollen Reife: das Verstehen, daß ich Gott nicht verstehe, also: der Sinn für das *Mysterium*. Das bewahrt mich davor, die Dinge dieser Welt mißzuverstehen.“

Der Mensch, der sich derart angesichts der Katastrophen und absurden geschichtlichen Verhältnisse behaupten kann, wird von Haecker als trinitarisch und als spiritual charakterisiert. Das Zeichen des Trinitarischen trennt ihn unmißverständlich vom deutschen Herrgott und dessen germanischer Sippschaft. Der Geist der Unterscheidung, auf den Haecker wesentlich Wert legt, muß sich gerade hier bewähren. Fast beschwörend klingt der Appell: „Prediget nur ja den dreieinigen Gott und lasset euch auf nichts anderes ein. Dadurch allein schon scheidet ihr die Geister und zwingt sie, daß sie sich selber scheiden. Saget es so oft wie nur möglich: der Vater, der Sohn und der Geist. Der Gott der Christen ist der trinitarische Gott. Sie (die Nationalsozialisten) nennen ihre Teufel oder Götzen auch Gott oder gar ‚den Allmächtigen‘. Aber sie nennen ihn nicht Christus, den sie hassen oder verachten, und sie nennen ihn nicht ‚den Geist‘.“

Der Gott, auf den man sich inmitten des geschichtlichen Wahnsinns verlassen kann, trägt trinitarische Züge, und der Glaube an ihn bewahrt allein davor, sich einer Illusion auszuliefern. Wenn Haecker den zeitgenössischen Leser befremdet durch rigorose Unterscheidung, so muß man verstehen, worum es ihm geht. Da die Existenz, der Sinn des Ganzen, das ewige Leben auf dem Spiel stehen, werden Haeckers Eifer und Kompromißlosigkeit verständlich. Es gibt nur eine Brücke zu Gott, die zugleich eine

dreifache ist und durch vertraute Chiffren bezeichnet wird: „Sie haben die drei Brücken: Glaube, Hoffnung und Liebe, zum dreieinigen Gott: Vater, Sohn und Geist, abgebrochen und den deutschen Herrgott erfunden, Riesenprojektion ihrer eigenen unerlösten babylonischen Seele.“

Der spirituale Mensch, für den Haecker so leidenschaftlich plädiert, schließt jenen Rationalismus aus, der den Geist des Zeitalters (und nicht allein der dreißiger Jahre!) maßgeblich bestimmte. Ständig stoßen wir in den Tag- und Nachtbüchern auf diese beiden Homines, die einander unversöhnlich gegenüberstehen: den einen, der sich mittels seiner aufgeklärten, oft hybriden Vernunft behauptet – und seinen (zwangsläufigen) Widersacher, dessen Existenz im Geheimnis wurzelt und für den die Religiosität eine Lebensnotwendigkeit darstellt. „Der Rationalismus“, so heißt es, „ist der größte Feind des Glaubens und damit der größte Fälscher des Seins.“ Das Mysterium erfährt man allein im Staunen, nicht mit Hilfe der Ratio; und darum nennt Haecker es einen seltsamen Szenenwechsel des abendländischen Denkens: „Zum Ausgang des Philosophierens den Zweifel nehmen, anstatt das Staunen. Es ist eine Revolution nicht bloß des Denkens, sondern auch und vielleicht primär und fundamental: des Fühlens.“

Man muß aufhören mit dem Kult des Intellekts, wie er derzeit betrieben wird. Der Intellekt schneidet nur, wie ein tastender Scheinwerfer, ein begrenztes Stück aus der Ganzheit des Seins heraus, um es von außen zu erhellen. Um in die Tiefe einzudringen und das Geheimnis gelegentlich zu lüften, bedarf es neuer Erkenntnisorgane. Der spirituale Mensch verfügt über einen anderen Seinsumfang als der Intellektuelle: „Er ist um eine ganze Dimension mehr, er ist der volle Mensch nach der Idee Gottes in einer unsagbaren Einheit, in der Totalität, die Gott will und nach welcher der Mensch als *Anima naturaliter christiana* sich sehnt . . . Nur der spirituale Mensch weiß von der ‚Heiligkeit‘ des Leibes.“

Haecker hat sich als Verfechter, Repräsentant eines derartigen Menschenbilds verstanden, in dem der Geist den Leib umfaßt, in dem er ihn gleichsam durchbildet, transfiguriert (um mich einer Formel der Ostkirche zu bedienen). Wenn man Haeckers Anthropologie mit der völkischen – etwa eines Ernst Krieck – vergleicht, dann wird unmißverständlich klar, welche geistigen Räume Haecker von seinen Zeitgenossen trennten, die sich soeben anschickten, mit Braunhemd und Hakenkreuzstandarten den „neuen“ Menschen zu inthronisieren.

Jagdhund des Himmels

Wie steht es mit den Leidenschaften dieses Autors, und welchen Aufschluß geben die Tag- und Nachtbücher darüber? Zunächst einen negativen: Haecker hat kein Verhältnis zum Eros. Frauen tauchen in der Klausur des Einsamen nicht auf; von dieser Seite erwartete ihn keine Wärme, keine Inspiration. Entsprechend zurückhaltend, abwertend ist sein Urteil: Eros, so folgert er, schließe die Demut aus, mache im Gegen-

teil den Menschen stolz, lasse ihn „furchtbar gesichert“ erscheinen. „Leiden ist ein besserer, vielleicht der einzige Weg, denn es *kann* den Menschen demütig machen, während der Eros, jeglicher, das *niemals* kann.“ Solch voreilig-abwertendes, fast hochmütiges Urteil entspricht nicht den Tatsachen; denn der Eros kann stärkste Erschütterungen auslösen, Gerichtstag halten über die Existenz, indem er das Ich entthront und den Menschen überhaupt erst zum Dialog fähig macht. In diesem Zusammenhang bedeutet es auch eine Verkenntung von Tristan und Isolde, wenn man von „Gefühlsnihilismus“ spricht und urteilt, daß ihre Liebe ein „melodisches Nichts“ singe und lalle. Die subtilen Einsichten der großen Liebenden, die bis an die Schwelle der Transzendenz führen und in der Literatur unauslöschliche Spuren hinterlassen haben, belehren uns eines anderen. Schon die Lektüre weniger Szenen aus Claudels „Seidenem Schuh“ würde genügen, um Haeckers herablassendes Urteil über den Eros zu korrigieren. Haecker, der in der Gefolgschaft des geliebten Vergil so eindrücklich die Anima naturaliter christiana rühmt, sie geradezu wiederentdeckt hat – Haecker bleibt verborgen, daß eine Verwandtschaft zwischen dieser Anima und dem Eros besteht, die sich in jenen Stunden verrät, da die Anima nicht in Rausch und Gier gefangen bleibt, sondern deren Zirkel sprengt und auf das Absolute durchstößt.

Haecker ist allein mit seinem Haß gegen Hitler und mit seinen Schreibenächten; dies beides hält ihn aufrecht. Seine Isolierung am Ende des Lebens ist bedeuend, vor allem, als er nach der Münchner Ausbombung auf ein Dorf in der Nähe von Augsburg (Ustersbach) verschlagen wird. Dort findet er, wie sein Verleger Wild schreibt, „ein weniger als bescheidenes Obdach“. Wild fährt fort: „Offizielle Institutionen haben sich nicht um ihn gekümmert, nicht eine einzige.“ In dieser dörflichen Einsamkeit stirbt Haecker am 9. April 1945, sechs Wochen vor seinem sechsundsechzigsten Geburtstag (4. Juni).

Indem Haecker den Eros aus seinem Leben verbannt und dessen Visionen nicht zur Kenntnis nimmt, bleibt ihm nur eine Leidenschaft: das Schreiben. Die Tageszeit, in der er ausschließlich schreibt, ist die Nacht. Die Schreibenacht ist sein Glück und sein Trost; wie gleicht er hierin Balzac (freilich ohne dessen Mönchskutte und andere theatralische Begleiterscheinungen). Balzac und Haecker sind nächtliche Autoren par excellence; sie träumen, schlafen, vegetieren des Tags und warten auf ihre Stunde. In der Nacht erst öffnet sich Haeckers Existenz. Das Entzücken über seine Schreibenächte, in die Tag- und Nachtbücher eingesprengt, ergreift uns noch heute und läßt uns Wonnen ahnen, in denen sich geistliche und artifizielle Erfahrung vollkommen durchdringen. Die Schreibenächte Haeckers sind nüchtern und klar – im Gegensatz zu denen Balzacs, der in Fluten von Kaffee ertrinkt und sich auch anderer Narkotika bedient. (Die große Balzac-Monographie von André Maurois gibt über diesen Autor und seine Lebensgewohnheiten erschöpfend Auskunft.)

Haeckers nächtliche geistige Vorbereitung führt bis an jenen Punkt, wo er von seinen Einsichten überwältigt und zur Niederschrift inspiriert wird – obwohl diese Inspiration nicht die Züge Balzacscher Besessenheit verrät. Es ist Nacht für Nacht der gleiche

Vorgang, der jedoch nie zur Routine, sondern vom nächtlichen Schreiber mit Überraschung und neuem Entzücken erwartet wird: „So sind meine Nächte: im Anfang ist alles dürr und trocken, und kein Tropfen scheint meine Zunge mehr erquicken zu wollen. Dann springt irgendwoher ein Bächlein, und bald rauschen viele Wasser, und das Becken reicht nicht, sie zu fassen.“ Eine Eintragung vom 20. August 1940 lautet: „Die wievielte Schreibenacht ist es heute? Ich weiß es nicht. Ich habe sie nicht gezählt. Sie waren das Glück meines Lebens. Und doch habe ich mich jede Nacht gegen ihre Mühen gewehrt, ehe ihr Glück mich überwältigte.“

Haecker schreibt als Christ – und er widerlegt durch sein Beispiel die häufig aufgegriffene und abgewandelte These Gottfried Benns, daß Gott ein schlechtes Stilprinzip sei und jeden künstlerischen Rang zunichte mache. Der christliche Schriftsteller ist kein Widerspruch in sich selbst; vielmehr beweist das Haeckersche Exempel, daß diese Verbindung von Glauben und literarischem Rang durchaus möglich ist – obwohl sie, man sollte es zugeben, nicht allzu häufig begegnet. „Das ist der große Schriftsteller (diese Notiz findet sich gegen Ende seines Lebens): Mit einem Satze setzt er das geistige Niveau, sein Niveau, auf dem nun alles vor sich geht. Ob er sich hinunterläßt in die Lache des Komischen oder sich aufschwingt auf reine Höhen des Idealen – auf seinem Niveau geht es doch vor, von seinem Feueratem ist jedes Wort bewegt.“ Dieser „große Schriftsteller“, den Haecker derart beschwört, ist er selbst; er erhebt den Leser auf sein Niveau, versengt ihn mit seinem Geist.

Haecker klammert die Wirklichkeit Gottes nicht aus, sondern er stößt, schreibend, immer wieder darauf, wird ihrer verwundert und betroffen inne. „Die Unbegreiflichkeit Gottes“, sagt er, „steht vor meinem Schweigen und hinter all meinen Worten.“ Der geistige (zugleich auch sinnliche) Genuß, der dem Schriftsteller zuteil wird, ist keiner Steigerung fähig, sondern er schließt alle anderen Genüsse aus, stößt sie ins Fragwürdige, Bedeutungslose. Die folgende Eintragung macht uns betroffen durch ihre Unbedingtheit, Exklusivität: „Wenn ich zurückdenke an Stunden des Schreibens einer glücklichen Seite, diese merkwürdige Mischung von unverdientem Einfall mit höchster eigener Tätigkeit, diese höchst unvergleichliche Lust und Freude, dann will es mir scheinen, daß das ein Leben wäre, der Ewigkeit würdig und ohne Gefahr des Überdrusses, der sicherlich jeder Verlängerung, jeder größeren Dauer irgendwelcher anderer seelischer oder sinnlicher Genüsse folgen würde.“ Wenn man die Ausschließlichkeit solcher Sätze Haeckers im Ohr hat, wird seine erotische Indifferenz verständlich, fühlt man sich zugleich an Kierkegaard, an die Rigorosität seines Entweder-Oder erinnert. Freilich ist in diesem Betracht der Gegensatz zu Balzac unverkennbar, der die asketische Besessenheit seiner Schreibenächte durch ein farbiges, unerschöpfliches Liebesleben kompensierte und für Affären gesorgt hat, deren Reflex das kundige Auge ringsum in der „Menschlichen Komödie“ verstreut findet.

Bei Haecker schlägt der nächtliche Monolog des Schreibens unversehens in den Dialog um, weil er von der göttlichen Wirklichkeit keinen Moment zu abstrahieren vermag. Kurz vor dem fünfundsechzigsten Geburtstag heißt es: „Alles, was ich nieder-

schreibe, hat nun ganz von selber die Tendenz, sich zu einem Dialog zu entwickeln. Mein Geist ist immer sofort im Gespräch mit einem Du. Und wie ist es erst mit meinem Monolog! In ihm zwar bin ich einsam vor allen Menschen, aber ich stehe um so absoluter vor Gott. Mein Partner ist das große Du, das älteste, das ewig ist, ehe ich war, das transzendente ‚Du‘, mein Schöpfer, mein Herr und mein Gott.“

Haecker ist – um die Formel eines französischen Autors aufzugreifen – ein Jagdhund des Himmels. Er jagt den ewigen Wahrheiten nach, er läßt nicht ab, bis er sie gestellt und ihnen die Tarnung, die Verkleidung heruntergerissen hat. Denn diese Wahrheiten wechseln den Leib, aber im Kern, in der Substanz bleiben sie alterslos und unzerstörbar. „Die ewigen Wahrheiten müssen immer wieder einen neuen Leib der Zeit bekommen“, heißt es einmal. „Newman oder Kierkegaard oder Hilty mußten und konnten Dinge sagen, die eben Thomas oder Augustinus nicht sagen konnten, obwohl sie *dasselbe* sagen. Es wäre ja wohl auch ungerecht, wenn die Gaben und die Leiden solcher Männer nur unnötige Wiederholungen zur Frucht gehabt hätten.“

Weil ihm die Heimholung, Vergegenwärtigung der ewigen Wahrheiten mittels der Sprache fast vollkommen gelang – ich sagte: fast, denn es gibt hier nur Annäherungswerte –, darum ist Theodor Haecker ein großer Schriftsteller.

ANMERKUNGEN

¹ Theodor Haecker, Tag- und Nachtbücher 1939–1945 (München 1947; Neuausgabe: Bibliothek Suhrkamp 478, Frankfurt 1975).

² Vgl. dazu meinen Essay „Die Nacht des Glaubens“, in: Der verschwiegene Gott (München 1963) 156 ff. Einzelheiten über die Freundschaft von Theodor Haecker mit den Geschwistern Scholl verdanke ich der Freundlichkeit von Inge Aicher-Scholl.